

# Altstadthaus und Uhrenfabrik. Vorbildliche Sanierung und Umnutzung von Kulturdenkmalen im Land

## Die Preisträger des Denkmalschutzpreises 2018

Gerhard Kabierske

*Alle zwei Jahre schreiben der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat den von der Wüstenrot Stiftung finanzierten Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg aus. Vergeben werden jeweils fünf gleiche Preise an private Bauherren, die im Rahmen von Gesamt-sanierungen historischer Bauten denkmalpflegerisch besonders vorbildlich mit ihrem Eigentum umgegangen sind.*

Für die Sanierung eines Kulturdenkmals bedarf es einer produktiven Zusammenarbeit von mehreren Beteiligten mit großer Motivation und besonderem Engagement: Ein Bauherr, der für sein Objekt brennt und bereit ist, auf dessen Individualität und die jeweilige geschichtliche Dimension einzugehen, selbst unter Hintanstellung eigener Präferenzen und finanzieller Interessen. Er muss in reibungsloser Kommunikation mit einem kreativen Architekten stehen, der über Erfahrung im Altbaubereich verfügt, die Überlegungen in einer stimmigen Planung bündelt und die Fäden bei der Ausführung in Händen hält. Es braucht Bauforscher und Restauratoren, die aus archivalischen Quellen oder der Bausubstanz die Geschichte zu rekonstruieren vermögen und die Befunde zu interpretieren wissen. Den Vertretern der Denkmalpflege kommt im Idealfall nicht nur die amtliche Rolle als Genehmigungsinstanz, sondern auch die der kompetenten Beratung zu. Und nicht



Nach Sanierung und Rekonstruktion der Bandfenster aus dem 18. Jahrhundert ist das Haus in der Büchsen-gasse wieder ein Schmuckstück der Ulmer Altstadt (Foto: Martin Duckek)

zuletzt braucht es Handwerker aller Gewerke, die sich nicht nur als Lieferanten und Monteure von Fertigwaren verstehen, sondern ihr Metier auch als traditionelle Handwerkskunst ausüben können. Trotz dieser nicht einfachen Voraussetzungen kommt es immer wieder zu erfreulichen Beispielen. Dafür wird seit 2000 der Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg in seiner heutigen Form vergeben – als Würdigung und um diese Vorbilder öffentlich bekannt zu machen.

Auch 2018 hatten der Schwäbische Heimatbund und der Landesverein Badische Heimat den Denkmalschutzpreis Baden-Württemberg ausgeschrieben, der dankenswerterweise von der Wüstenrot Stiftung finanziert wird. Die Schirmherrschaft hatte Ministerpräsident Winfried Kretschmann. Fünf gleiche Preise wurden an private Bauherren vergeben, die bei Gesamtanierungen historischer Bauten denkmalpflegerisch besonders vorbildlich mit ihrem Eigentum umgegangen sind. Anette Busse für die Wüstenrot Stiftung, Ulrike Plate für das Landesamt für Denkmalpflege, Ulrich Gräf, Bernd Langner und Carsten Presler für den Schwäbischen Heimatbund, Matthias Grzimek für die Architektenkammer Baden-Württemberg, Frank Mienhardt für den Städtetag Baden-Württemberg und Gerhard Kabierske für den Landesverein Badische Heimat bildeten die Jury, die sich mit den 87 eingegangenen Bewerbungen beschäftigte. In eine engere Wahl kamen zunächst zwölf Bauten, die auf einer dreitägigen Rundfahrt gemeinsam besichtigt wurden. Danach wurden nach intensiver Beratung und Abstimmung schließlich die fünf Preise für folgende Objekte bestimmt: ein bis ins Mittelalter zurückgehendes Haus in der Altstadt von Ulm, das ehemalige Rebleutehaus des Klosters Salem in Sipplingen am Bodensee, zwei Handwerkerhäuser im Stuttgarter Leonhardsviertel, eine



Der enge Innenhof mit seinem oxydrotten Fachwerk als freundliches Entree für Läden und Wohnungen. Neues fügt sich unaufdringlich ein. (Foto: Martin Duckek)

malerische Gebäudegruppe mit Backhaus und Uhrturm im hohenlohischen Forchtenberg sowie der Terrassenbau der Uhrenfabrik Junghans in Schramberg.

Als Zeichen der Anerkennung erhalten die Bauherren einen Geldpreis von 5000 Euro, sowie eine Bronzeplakette für ihr Gebäude. Zudem ist die Auszeichnung mit Urkunden für die Eigentümer sowie die beteiligten Architekten und Restauratoren verbunden. Die Preise wurden im Rahmen einer Festveranstaltung im April 2019 in Stadthaus Ulm überreicht. Aus redaktionellen Gründen ist die Vorstellung der Preisträger erst in diesem Heft der Badischen Heimat möglich. Sie erscheint damit parallel zur Ausschreibung der nächsten Preisrunde 2020. Bis zum 31. März kann man sich dafür bewerben. Informationen dazu bietet die Website des Landesvereins Badische Heimat unter <http://badische-heimat.de/wp-content/uploads/2019/11/DSP-Ausschreibung2020-web.pdf>.

## Von der Bauruine zum Schmuckstück – die Rettung eines Altstadthauses in Ulm

Jörg Schmitz konnte nicht anders, als 2015 kurz entschlossen das alte Bürgerhaus zu kaufen, das ihm von einem Rechtsanwalt aus einer speziellen Nachlasssache angeboten wurde. Als Architekt und ehemaliger Stadtbildpfleger von Ulm kannte er das Objekt nur zu gut: Wegen seiner offensichtlich bis ins späte Mittelalter zurückreichenden Bausubstanz war es schon lange als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in die Denkmalliste eingetragen. Diese Bedeutung wog um so schwerer, als das Anwesen zu den wenigen im historischen Zentrum von Ulm gehört, das ohne größeren Schaden durch die katastrophale Bombardierung im Zweiten Weltkrieg gekommen war. Doch Jörg Schmitz wusste auch, dass es sich um eine Immobilie handelte, deren Zustand eigentlich jedem Besitzer schlaflose Nächte bereiten musste. Mehr als ein halbes Jahrhundert war das Haus völlig unbewohnt und ohne Bauunterhalt gewesen. Der dilettantische Versuch einer Modernisierung ohne Beteiligung eines Architekten mit massiven Eingriffen in das Baugesfüge, die zu gravierenden Verlusten an historischer Substanz geführt hatten, war vom Bauordnungsamt im Jahr 1970 eingestellt worden. Seither widersetzte sich die Eigentümerin gegen alle Angebote der öffentlichen Hand zur Rettung des rapide verwahrlosenden Hauses. Sie störte sich auch nicht daran, dass ihr Eigentum Büchsen-gasse nördlich des Münsters als Schandfleck von Ulm immer wieder zum öffentlichen Thema wurde. Erst nach ihrem Tod konnte sich etwas bewegen, und es war ein Glücksfall, dass der Nachlassverwalter das Kulturdenkmal nicht dem hitzigen Immobilienmarkt zur wirtschaftlichen Ausbeutung



Ein repräsentatives Büro im ersten Obergeschoss. Der Dielenfußboden mit Friesteilung in Eiche wurde aufwändig restauriert. (Foto: Gerhard Kabierske)

des Grundstücks auslieferte. Trotz Denkmalschutz hätte dies zweifellos zu weiteren Substanzverlusten geführt. Indes, die Herausforderungen für den neuen Eigentümer waren immens, und es wurde ihm rasch bewusst, dass er die Sanierung finanziell nicht allein schultern konnte. Da kam ihm ein weiterer Glücksfall zu Hilfe: Sein Schwiegervater Dieter Benz übernahm das Haus und den Part des Bauherrn, und beide betrieben gemeinsam mit großem Engagement die Sanierung, die 2017 glücklich abgeschlossen werden konnte.

Als Fachmann für historische Bauten war es für den Architekten selbstverständlich, dass am Anfang der Planung eine anspruchsvolle wissenschaftliche Forschung am Gebäude und in den Archiven stehen musste, inklusive einer restauratorischen Untersuchung



Auf Schritt und Tritt begegnet einem im Inneren die komplexe Baugeschichte des Hauses. Hier verblattetes Fachwerk aus dem späten Mittelalter. (Foto: Gerhard Kabierske)

der Putze und Farbbefunde. Die Dokumentationen brachten Licht in die komplexe Baugeschichte des baulich verschachtelten Anwesens, das eine schmale und tief in den Häuserblock reichende Parzelle füllt. Entlang der Büchseingasse steht das dreigeschossige Vorderhaus, ein Fachwerkbau über einem massiven Erdgeschoss. Eine Durchfahrt führt in den engen Hof, der links von einem Seitenflügel eingefasst wird. Das quer stehende Hinterhaus, an das seinerseits nach hinten nochmals ein Flügel anschließt, der zu den Grundstücksgrenzen kleine Höfe freilässt, besitzt sogar vier Geschosse und ein steil aufragendes Satteldach. Die Dendrochronologie erwies, dass die Holzkonstruktion des Hinterhauses bis in die Jahre um 1410 zurückgeht. Das heutige Vorderhaus und das Seitengebäude im Hof wurden 1618/19 errichtet, während das zweihundert Jahre ältere Hinterhaus zu diesem Zeitpunkt tiefgreifend umgebaut wurde. Weitere größere Veränderungen, die auch die Straßenfront betrafen, erfolgten dann im 18. Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammen die

charakteristischen horizontalen Fensteröffnungen, deren ursprüngliche Rahmung und Teilung sich noch in den Balken der Fachwerkkonstruktion abzeichnete.

Die genaue Beschäftigung mit dem Gebäude führte nicht nur vor Augen, wie stark das Gebäude infolge der Vernachlässigung durch Fäulnis und Schädlingsbefall geschädigt war. Deutlich wurde auch, wie viele Ausstattungsdetails aus fünf Jahrhunderten sich am Gebäude erhalten haben: ein Brunnen im Keller, der Wellbaum eines Lastenaufzugs im

Speicher, Reste von Renaissancestuck, Holztäferdecken, hochwertige Dielen- und Fliesenböden, ein barockzeitlicher Treppenlauf sowie vielfältige Befunde von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Farbbrechen und Ornamentmalereien bis hin zur klassizistischen Haustür und Beschlägen des 19. Jahrhunderts. Sie alle dokumentieren wie in einem Bilderbuch Kontinuität und Wandel einer handwerklich geprägten Wohnkultur im reichstädtischen Ulm.

Im Austausch mit den Denkmalbehörden entwickelte der Architekt ein Konzept zur Wiederbelebung des Anwesens. Im Erdgeschoss wurden Läden eingerichtet, die über die Einfahrt und den Innenhof erschlossen werden und erfreulicherweise auf eigene Zugänge und Schaufenstereinbrüche an der Straße verzichten. Die oberen Stockwerke wurden für Büro- und Wohnnutzungen vorgesehen. Dabei achtete man darauf, dass das Haus nicht mit neuen Nutzungen überfrachtet wird und die Struktur der einzelnen Hausteile gewahrt bleibt, was nicht einfach war

angesichts niedriger Deckenhöhen, steiler Treppen sowie verwinkelter und enger Raumschnitte. Reparaturen, Restaurierungen von Originalbefunden als auch Ergänzungen erfolgten mit Sorgfalt sowie hoher handwerklicher und restauratorischer Qualität.

Partiell, vor allem an den Fassaden, entschloss sich Jörg Schmitz zur Rekonstruktion, wenn es eindeutig interpretierbare Befunde anboten. Dies betrifft vor allem die großen Fenster an der Hauptansicht zur Büchsen-gasse, die in ihrer ungewöhnlichen bandartigen Form des 18. Jahrhunderts wiederhergestellt wurden, oder am massiven Erdgeschoss des Seitenbaus zum Hof hin, wo ehemals vorhandene arkadenartige Bogenstellungen zum Vorschein kamen und freigelegt wurden. Auch die beim gescheiterten Modernisierungsversuch von 1970 herausgebrochenen Fachwerkteilungen an den Obergeschossen der Hoffassaden wurden originalgetreu wiederhergestellt. Die als ältester Zustand nachgewiesene ausdrucksstarke Fassung der Fachwerkteile an der Hoffassade in Oxydrot wurde rekonstruiert, das Holzwerk der Straßenseite wie die der repräsentativen Halle im Inneren des zweiten Stockwerks des Vorderhauses erhielten ihr kräftiges Grün zurück. Das Haus hat durch diese überlegt eingesetzten Maßnahmen zweifellos frühere Gestaltqualität wiedergewonnen. Andererseits wurden neue Elemente auch in moderner Formensprache gestaltet, im Hof etwa das Schaufenster im Erdgeschoss des Rückgebäudes, der Glasabschluss am Aufgang zu den Wohnungen oder der neue Wandbrunnen, der in der Tradition von

Nutzbrunnen an Hofwänden steht und den umschlossenen Außenraum akustisch mit seinem Plätschern belebt. Darüber hinaus schaffen in den Wohnungen neue, aber nicht modisch aufdringliche Formen der Sanitär-einbauten im über Jahrhunderte gewachsenen historischen Gefüge eine Zeitschicht, die für unsere Gegenwart steht.

## Das Rebleutehaus des Klosters Salem in Sipplingen am Bodensee

Frau und Herr Ackermann waren die idealen Denkmalbauherren. Für Anregungen offen, flexibel und immer darauf bedacht, dem Haus gerecht zu werden, so äußert sich Corinna Sorg-Wagner, in Denkmalsanierungen erfahrene Architektin aus Überlingen. Schon drei von ihr betreute Objekte haben in den letzten Jahren den Denkmalpreis bekommen. Auch bei diesem Objekt in Sipplingen am Bodensee sollte die reibungslose Zusammenarbeit zwischen Auftraggebern, Architektin, Bauforscherin, Denkmalpflegerin, Restaura-



Das stattliche Rebleutehaus des Klosters Salem nahe beim Bodensee-ufer in Sipplingen. Die linke Haushälfte wurde vorbildlich saniert. (Foto: Ulrich Gräf)

toren und Handwerkern zu einem beispielgebenden Ergebnis führen. Entscheidend dazu beigetragen haben in diesem Fall wiederum der Zimmermann Sebastian Schmäh und seine Mitarbeiter in Überlingen, die der Jury mit ihrer besonderen handwerklichen Kompetenz bereits bei mehreren Preisrunden aufgefallen sind.

Das breit gelagerte, zweigeschossige Haus mit besonders steil aufragendem Walmdach war, wie die dendrochronologische Untersuchung der verwendeten Hölzer überraschend zeigte, in seinem heutigen Bauvolumen bereits um 1595 errichtet worden. Es stand ursprünglich in dominierender Einzelanlage am Hang westlich des kleinteilig-strukturierten Ortskerns von Sipplingen. Erst neuerdings von der Nachverdichtung ereilt und umzingelt von einem wenig erfreulichen Neubaugebiet, zeigte es sich noch bis vor einer



Der Einbau von Ferienwohnungen hat die Struktur des Hauses von 1595 weitgehend bewahrt. Hier der Mittelridor im Erdgeschoss mit dem Treppenlauf ins Obergeschoss, der im 19. Jahrhundert erneuert wurde. (Foto: Ulrich Gräff)

Generation als ein Sonderbau, der sich in Dimension und Bautypus deutlich von den dörflichen Anwesen der Umgebung unterschied. Früher inmitten eines Weinbergs gelegen und über einen kurzen Weg hinunter mit der Ländestelle für Güter am Bodenseeufer verbunden, war das Haus als Funktionsgebäude für den vom Kloster Salem entlang des westlichen Bodensees betriebenen Weinanbau errichtet worden. Es ist damit ein gebautes Zeugnis für die über das Mittelalter hinaus bis ins späte 18. Jahrhundert reichende wirtschaftliche Rolle der Klostergemeinschaft in dieser Region. Ursprünglich völlig in Sichtfachwerk errichtet, diente der Klosterhof unterschiedlichen Funktionen der Weinproduktion. Im gewölbten Keller, in den man heute noch über eine Treppe von der Straße aus hinuntersteigt, reifte der Wein.



Die Wohnung der Bauherrenfamilie im geräumigen Speicher mit den alten Sommerkammern. Trotz neuer Nutzung blieb der offene Raumeindruck erhalten. (Foto: Ulrich Gräff)

Im Erdgeschoss der rechten Haushälfte, die volle Tiefe einnehmend und über ein Tor von der Straße erschlossen, befand sich ein hallenartiger Raum, in dem der Torkel, die Traubenpresse, stand. Darüber befand sich im Obergeschoss eine separate Wohneinheit mit einer großen Küche, die vielleicht für eine Wirtshausnutzung spricht. Der größte Teil des Gebäudes diente aber als Herberge für die zahlreichen Reblente, die man für die Arbeit im Weinberg und bei der Weinverarbeitung benötigte.

Im Erd- wie im Obergeschoss teilte ein breiter Mittellängsflur das Haus, und rechts und links reihten sich zellenartig die nahezu gleich zugeschnittenen Wohnräume, eine ähnliche Struktur wie in einem Klostertrakt. Der Zugang erfolgte im Erdgeschoss ebenfalls von der Straße über eine vielstufige Freitreppe. Hinauf ins Obergeschoss führten zwei in den Flur eingestellte einläufige Treppen.

Die genaue Bauuntersuchung ergab zahlreiche spätere Veränderungen. So wurden im 18. Jahrhundert im westlichen Gebäudeteil die Fachwerkaußenwände des Erdgeschosses durch massives Mauerwerk ersetzt, spätestens damals wurde das Haus verputzt. Die Säkularisation mit der erzwungenen Auflösung des Klosters 1803 sollte entscheidende Folgen haben. Der Bau gelangte in private Hände und wurde in zwei Eigentumseinheiten aufgeteilt, die heute noch bestehen. Die Mittelgänge wurden damals kurzerhand durch das Einziehen von Mauern getrennt, separate Hauseingänge geschaffen und im Bereich des Torkels in eine Wohnung eingebaut. Dem kleineren, westlichen Hausteil wurde 1866 für die land-



Schlafzimmer in der westlichen Ferienwohnung im ersten Obergeschoss. Die bauzeitlichen Putze und Fassungen der Wände sind großflächig erhalten und wurden restauratorisch gesichert.  
(Foto: Corinna Wagner-Sorg)

wirtschaftliche Nutzung ein Anbau angefügt, im hangseitigen Erdgeschoss zudem ein Stall eingerichtet. Außer kleineren erneuernden Maßnahmen wie dem Austausch von einzelnen Fenstern und Klappläden sowie Reparaturen von Schäden durch aufsteigende Feuchtigkeit erlitt der Bau glücklicherweise im 20. Jahrhundert keine großen modernisierenden Eingriffe.

Für Herrn und Frau Ackermann bildete gerade dies den besonderen Reiz des Anwesens, als sie sich am Bodensee als neuer Heimat nach einer Immobilie mit Geschichte umsahen und erfuhren, dass die westliche Haushälfte zum Kauf stand. Ihre Überlegungen gingen dahin, hier neben einer großzügigen Wohnung für sich auch Ferienwohnungen zu realisieren. Dabei waren sie sich von Anfang an einig, dass der Altbausubstanz nicht einfach eine neue Nutzung aufoktroiert, sondern von den Befunden ausgehend überlegt werden sollte, wie sich der Bau für ihre Zwecke sinnvoll weitertradieren ließe, ohne seine historische Aussage zu schmälern. Die bereits erwähnten dendrochronolo-



Der Anspruch der Reichsabtei Salem bei ihren Bauten lässt sich noch erkennen. Selbst Nebenräume im Dachgeschoss zeigen kunstvolle Beistriche an Fachwerkwänden. (Foto: Corinna Wagner-Sorg)

logischen Bestimmungen, eine genaue Bauaufnahme, archivalische Forschung und restauratorische Untersuchungen bildeten die Grundlage für die Planungen der Architektin mit dem Ziel, die Eingriffe so minimal wie nur möglich zu gestalten. Erdgeschoss und Obergeschoss nehmen nun drei Ferienwohnungen ein. Trotz der Notwendigkeit, aus all diesen Wohnungen einen Seeblick zu ermöglichen, wurden günstige Grundrisse mit nur drei kleinen Wanddurchbrüchen für neue Türen erzielt. Auch die zusätzlich eingezogenen Wände für die Sanitäreinbauten lassen die historische Raumstruktur immer noch erkennen. Da der Winter am Bodensee als Saison für Ferienwohnungen nicht attraktiv ist, konnte man auf entsprechende Energiestandards, wie sie heute in Wohnbereichen erwartet werden, verzichten. Dämmungen wurden überflüssig, die Fenster aus unterschiedlichen historischen Zeiten behielten nach Reparatur durch den Schreiner ihre Einfachverglasung. Der ehemalige Stall mit seinen Futterkrippen

bleibt von intensiver Nutzung ausgeklammert und dient nun als Unterstellraum für Fahrräder und die Behälter zur Mülltrennung.

Für die Eigentümer wurde im riesigen, mehrgeschossigen Dachraum eine dauerhaft zu nutzende, separate und großflächige Wohnung eingerichtet. Eine gestalterisch sich unterordnende einläufige Außentreppe führt nicht einsehbar von der Straße auf der bergseitigen Rückfront des Scheunenanbaus des 19. Jahrhundert hinauf in deren Dachbereich. Im Innern geht es über filigrane Metalltreppen weiter hinauf auf die oberen Niveaus im Dachraum. Die originalen Stubeneinbauten



Der Stall im Erdgeschoss blieb in alter Form erhalten und dient heute als Raum für Fahrräder und Mülltonnen. (Foto: Gerhard Kabierske)





Eine Gebäudegruppe mit besonderer Geschichte, eine Rarität im Stuttgarter Stadtzentrum. Gesamtansicht Ecke Leonhard- und Jakobstraße. Links im Hintergrund das heute zugehörige kleinere Handwerkerhaus. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

mit ihren Fachwerkwänden mit gut erhaltenen Oberflächen blieben ebenfalls erhalten, wie überhaupt im ganzen Haus restauratorisch freigelegte Putze und Farbfassungen viel zur ursprünglichen Atmosphäre beitragen. Durch planerische Sorgfalt wurde erreicht, dass die geringe Auf- und Zwischensparrendämmung am weithin sichtbaren Dach kaum auffallen. Die Wiederverwendung der historischen Biberschwänze der Dachdeckung, die in nur geringem Maße durch Zukauf von altem Material ergänzt werden musste, tut das Ihre, das gewachsene Gesamtbild zu wahren. Die für Wohnzwecke notwendige Belichtung des Speichers wurde mit Augenmaß realisiert. Sechs neue Gauben, wenig größer als ihre Vorgänger und gut proportioniert, bringen von der Straßenseite genügend Licht ins

Innere, zudem einige Glasziegelflächen auf der Südseite, vor allem aber in die Dachfläche eingelegte Lamellenfenster auf der Rückseite, die nicht breiter sind als die Felder zwischen den Sparren. Bleibt zu hoffen, dass der östliche, noch größere Hausteil ebenso die Chance ebenso vorbildlichen Sanierung erhält.

## Zeugnis des verschwundenen Stuttgart – zwei Handwerkerhäuser im Leonhardsviertel

Als Paul E. Eckert 2013 nach einer Erbschaft alleine über die nebeneinander liegenden und miteinander verbundenen Häuser Leonhardstraße 1 und Jakobstraße 2 in Stuttgart verfügen konnte, beschloss er, die dringend notwendige Sanierung nicht unter dem Aspekt der Gewinnmaximierung durchzuführen. Dies war eine ausgesprochen idealistische Entscheidung angesichts der spekulativen Möglichkeiten, welche ihm die Lage der Immobilie im Zentrum der Landeshauptstadt und zudem am Rand des Rotlichtmilieus des Leonhardsviertels eigentlich eröffnete. Das Objekt selbst hatte in den Jahren zuvor mit einer Animierbar im Erdgeschoss und seinen darüberliegenden Wohnungen der Prostitution gedient und war baulich in einem heruntergekommenen Zustand, der beim Haus Jakobstraße 2 besorgniserregende Dimensionen annahm. Die historische Bausubstanz verfällt und keiner greift ein, fasste 2011 das Stuttgarter Wochenblatt die laut werdenden Klagen der Anwohner zusammen. Auch der Stuttgarter Gemeinderat beschäftigte sich damals mit dem baulichen Zustand der Häuser und dem Zusammenhang von sozialen Verwerfungen und städtebaulichem Verfall im Quartier, wie die Stuttgarter Zeitung schrieb.



Das Erdgeschoss mit der original erhaltenen Haustüre, ein Beispiel für bürgerliche Baukultur des 18. Jahrhunderts in Stuttgart.  
(Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

Dabei ist das Doppelanwesen nach einem Jahrhundert von stürmischer Großstadtverdichtung, verheerenden Kriegszerstörungen und dem raschen Wandel von städtebaulichen Leitbildern ein einzigartiges bauliches Dokument für das Wohnen der Handwerkerschicht im residenzstädtischen Stuttgart der Zeit vor 1800. Nur im Bereich der seit dem Spätmittelalter existierenden, sich südöstlich an die Innenstadt anschließenden Leonhardsvorstadt sind angesichts des permanenten Stadtumbaus noch solche älteren Stadtstrukturen zu erahnen. Bei dem Eckgebäude unmittelbar hinter der Leonhardskirche handelt es sich um ein stattliches dreigeschossiges Haus mit Mansarddach und charakteristischem Giebel zur Leonhardstraße. Es ist über dem massiven Erdgeschoss in von Anfang an verputztem Fachwerk erbaut und zeigt, typisch für seine Entstehung im 18. Jahrhundert, eine Folge von eng gesetzten Fenstern, deren Klappläden übereinanderschlagen, da die Wandflächen zwischen den Öffnungen nur sehr schmal sind. Umlaufende Gesimse in profiliertem Holz an den Vorsprüngen der darunterliegen-

den Fachwerkkonstruktion unterstützen den Eindruck einer horizontalen Schichtung der einzelnen Geschosse. Das Erdgeschoss mit Tür an der abgeschrägten Ecke und dem Hauseingang an der Leonardstraße präsentiert sich in anspruchsvoller Steinsichtigkeit, wobei sich die ungewöhnlich großformatigen Steinquader durch eine aufwändige Bearbeitung auszeichnen. Auf besondere Qualität der Steine und ihrer Bearbeitung stößt man auch im tonnengewölbten Keller. Der mit feinem Rokozierrat überraschend reich dekorierte

Sturz über der Haustür weist in der Kartusche mit den Initialen CFW auf den Bauherrn Carl Friedrich Woelfle hin. Ein Hammer und zwei gekreuzte Schlüssel bezeugen seine Profession als Schlosser. Die Jahreszahl verrät 1769 als Baujahr. Eine Generation später lässt sich das Haus im Eigentum eines Kammerrats Jakob Riderer nachweisen. Spätestens von 1871 an wurde das Erdgeschoss gastronomisch benutzt. In der stadtbekanntem Wirtschaft »Zum Schatten« soll in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts noch Theodor Heuss häufig Gast gewesen sein, bevor sich hier die Rotlichtbar einnistete.

Das angrenzende Wohngebäude Jakobstraße 2, wahrscheinlich schon 1753 ebenfalls in Fachwerk errichtet, steht in deutlichem Kontrast zu seinem Nachbarn. Mit gerade einmal 30 Quadratmetern Grundfläche auffallend klein, hat dieses Haus nur zwei Geschosse und ein Mansarddach. Eine äußerst enge und steile Stiege führt im Innern in die beiden oberen Stockwerke hinauf, die Raumhöhen betragen hier zum Teil bescheidene

zwei Meter. Die Fassade des Erdgeschosses wurde im 19. Jahrhundert für einen Laden- einbau in Stein neu aufgeführt, und auf der Rückseite war trotz beschränkter Grund- stücksverhältnisse noch vor den Gründerjahren ein Anbau hinzugekommen. Schon früh scheint das Erdgeschoss zur Erweiterung der Wirtshaus- nutzung mit dem Nachbarn vereinigt worden zu sein.

Die öffentlichen Diskussi- onen um den bedenklichen Zustand der Häuser und ihre problematische Nutzung führ- ten ab 2012 zu internen Ge- sprächen zwischen Stadtverwaltung, Bezirks- vorsteherin und Eigentümer. Den Durchbruch hin zu einem denkmalpflegerisch verträgli- chen Konzept der Weitertradierung der Bau- substanz wurde freilich erst nach dem Eigen- tümerwechsel 2014 erzielt. Paul E. Eckerts Bereitschaft, das gesamte Anwesen mit bei- den Hauseinheiten nach einer umfassenden



Die frühere Wirtschaft »Zum Schatten«, von den Einbauten der Animierbar befreit, ist nun ein Treffpunkt für soziale Zwecke. Wieder geöffnet und restauriert: die Fenster mit ihren Bleiverglasungen. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

Sanierung dem Verein Apis zu vermieten, eröffnete neue Möglichkeiten abseits gängiger Vermarktungsstrategien von Innenstadt- immobilien. Die Vereinigung unter dem Dach der Evangelischen Landeskirche in Würt- temberg hatte das Ziel, im Rotlichtviertel ein »Hoffnungshaus« zu eröffnen, das Prostituierten einen Rückzugsort bietet, in dem sie sich in Würde und Selbstbestim- mung aufhalten können und der auch Optionen zum Aus- stieg aus dem Gewerbe anbie- tet. Das Erdgeschoss mit der früheren Gaststätte bot sich als Gemeinschafts- und Be- treuungsbereich an, während die Obergeschosse des Ge- bäudes von den Mitarbeitern des Projekts bewohnt wer- den sollten. Der gute Wille auf allen Seiten, und das so- ziale Konzept waren dennoch nur durch intensive Zusam- menarbeit zwischen Bauherr,



Wie das massive Erdgeschoss, so zeichnet sich auch der tonnengewölbte Keller durch sein qualitätvolles Mauerwerk aus. (Foto: Iris Geiger-Messner LAD)



Aus der Erbauungszeit Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Wohnung erhalten: Die korbogenförmige Rahmung eines Durchgangs.  
(Foto: Iris Geiger-Messner LAD)

Architekt und Denkmalbehörden zu erzielen, bei der auch Kompromisse gefunden werden mussten.

Der Sanierung der Gebäudegruppe durch den Architekten Tomas Urban 2015/16 ging eine detaillierte Bauuntersuchung voraus, die auch einzelne Farbbefunde dokumentierte. Die Überraschung dabei war, dass trotz vieler Umbauten und hinter minderwertigen Einbauten von Pappwänden, abgehängten Decken, Verkleidungen und Bodenbelägen der letzten Jahrzehnte auch originale Ausstattungsteile erhalten geblieben waren, zum Beispiel hölzerne Lamperien und Türumrahmungen, sparsame Stuckprofile und sogar ein barockes Treppengeländer aus der Erbau-

ungszeit, aber auch charakteristische Ausbauelemente aus dem 19. Jahrhundert, die eher in den unteren, intensiver genutzten und häufiger veränderten Etagen zu finden sind. Sie wurden alle in die behutsame Erneuerung einbezogen, ebenso die wie durch ein Wunder erhalten gebliebene barocke Haustür mit ihren zeitgenössischen Eisenbeschlägen. Sogar die im Erdgeschoss nach Öffnung der Läden und Entrümpelung der Bar zu Tage getretenen bleiverglasten Wirtshausfenster der Nachkriegszeit wurden restauriert und belichten heute wieder die Gaststube im Erdgeschoss.

Gewisse Zugeständnisse machten die Denkmalbehörden im Hinblick auf die Verbesserung der Lebensverhältnisse in den fünf Wohneinheiten des Hauses. Hier, insbesondere im Haus Jakobstraße 2, wurden teilweise Grundrissveränderungen gestattet, welche bislang fehlende Sanitäreinbauten sowie eine Erschließung im größeren Nachbarhaus ermöglichten. Die steile Holzterrasse, nun eigentlich funktionslos, wurde aber nicht abgetragen, sondern in situ erhalten.

### Stadtbildprägendes Ensemble: Backhaus und Uhrturm am ehemaligen Brunnentor in Forchtenberg

Seit seiner Jugend fühlt sich Rolf Krämer, Unternehmer in der Spielzeugbranche, mit seiner Heimatstadt Forchtenberg in Hohenlohe eng verbunden. Nur so ist sein erstaunliches Engagement bei der Sanierung eines Bauensembles zu erklären, welches das Ortsbild in besonderer Weise prägt. Viel Zeit, Herzblut und nicht zuletzt Geld hat er in dieses Projekt gesteckt, ohne daraus einen wirtschaftlichen Nutzen ziehen zu



Das zweigeschossige Backhaus und der dahinter anschließende Uhrturm: eine malerische Baugruppe am Stadteingang von Forchtenberg.  
(Foto: Bernd Hausner LAD)



Der Uhrturm mit Zifferblatt und Dachreiter samt Glocke. Rechts der wegen des Wasserdrucks in den Boden eingetieft Laufbrunnen.  
(Foto: Bernd Hausner LAD)

können. Es ist, wie er sagt, eher eine Sache des Herzens, als eine rationale, die ihn antreibt. Seine Hinwendung gilt einer Gebäudegruppe im Bereich des ehemaligen Brunnentors von Forchtenberg. Die ansteigende Landstraße führt vom Kochertal herauf und bildet hier an einer Engstelle den südwestlichen Zugang zu der auf einem Bergsporn liegenden Altstadt. Dieser Anblick könnte mit seinen malerischen Qualitäten ein attraktives Motiv für jeden Fotokalender abgeben. Das bis ins Mittelalter zurückreichende Tor selbst war zwar wegen Baufälligkeit und als Hindernis für den wachsenden Verkehr 1830 beseitigt worden, über einem verbliebenen baulichen Rest des Tores westlich der

Straße wurde damals aber in Fachwerk ein turmartiger Bauteil errichtet, an dem das zuvor am Tor befindliche Zifferblatt einer öffentlichen Uhr neu angebracht wurde. Auf sie wollte man angesichts ihrer Bedeutung für den damaligen Alltag der Bürger offensichtlich nicht verzichten. Der Turmersatz wird über einem ungewöhnlich zur Straße hin ansteigenden Pultdach von einem kleinen offenen Dachreiter bekrönt. In ihm hat man die alte Uhrglocke neu aufgehängt. Wenige Jahre nach dieser Maßnahme wurde die örtliche Situation durch einen zusätzlichen Bau ergänzt. Im Zuge der Bemühungen im Königreich Württemberg, die Feuergefahr in Dörfern und Städten zu senken, die vor allem



Die liebevoll restaurierte Backstube, in der wieder gebacken wird.  
(Foto: Bernd Hausner LAD)

von den Backöfen in Privathäusern ausging, errichtete 1838 der Forchtenberger Stadtrat, Geometer und Maurermeister Johann David Hertweg an den Uhrturm anschließend ein Gemeindebackhaus. Das Erdgeschoss mit der Backstube wurde feuersicher in Stein ausgeführt, das obere mit beheizbarer Stube, Kammer, Küche und Ern für den Bäcker in massiver Bauweise auf der Talseite, zur Straße hin in Fachwerk. Ein Fachwerkgiebel mit steilem Dach blickt talwärts. An dieser Schauseite hat Hertweg auch den Wappenstein vom alten Torturm mit dem Hoheitszeichen des Ortsherrn Philipp zu Langenburg wieder eingemauert. Er ist zwischen 1586 und 1606 zu datieren und zeugt von einem damaligen Umbau des Turms.

Hertweg wollte, wie seine Zeichnungen überliefern, Backhaus und Turm einheitlich verputzen. Frühe Fotoaufnahmen des 19. Jahrhunderts überliefern jedoch, dass dies offenbar nie erfolgte. Die pittoreske Ansicht, die vor allem durch den Wechsel von Haustein und Fachwerk lebt und sich in der Materialität der Nachbarbauten fortsetzt, scheint romantischen Vorstellungen von Mittelal-

ter und altdeutscher Stadt zu entsprechen, wie sie sich seit den 1830er-Jahren entwickelten. Interessant ist, dass der Stadtgeometer nicht nur als Architekt, sondern auch als Finanzier und Eigentümer des Gemeindebackhauses aufgetreten ist. Er kassierte dafür privat über Jahre die Pacht. Erst 1869 wurde die Stadt Forchtenberg Eigentümerin, die das Backhaus auf der Nordwestseite durch einen zweistöckigen Anbau erweitern ließ und dabei die

Stadtmauer mit dem Uhrturm integrierte. Zu diesem »gewachsenen« Ensemble gehört zudem der seit 1592 urkundlich nachweisbare »Untere Brunnen«, der stadtsiebt hinter dem Uhrturm, angelehnt an die Stadtmauer, seltsam unter das Straßenniveau eingetieft ist. Früher spielte er für die Wasserversorgung von Forchtenberg eine wichtige Rolle. Von der Straße führen zwei kurze, steile Treppenläufe zum polygonalen Becken und dem schön gestalteten Brunnenstock hinunter. Die ungewöhnlich »versunkene« Lage des Brunnens erklärt sich daraus, dass der durch Gefälle im früheren Verlauf entstandene Wasserdruck in der hölzernen Deichelleitung, die vom Kochertal bergauf in einem gemauerten Kanal unter dem Backhaus hindurchführte, nur bis zu diesem tiefsten Punkt innerhalb der Stadtmauer Wasser liefern konnte.

Noch bis 2011 war die Backstube von der Stadt an eine Pächterfamilie vermietet, welche die beiden mehrfach reparierten Backöfen über Jahrzehnte genutzt hatte. Die Bäckerfamilie bewohnte das Obergeschoss, das in den 1950er-Jahren im Inneren für deren Zwecke modernisiert worden war, wobei die



In der alten Wohnung im Obergeschoss: alter Boden, freigelegte Wände und Decken, wiederhergestellte Fenster und ein passender Fußboden aus alten Dielen. (Foto: Bernd Hausner LAD)

neuen Gipswände, Linolfußböden, sprossenlosen Fenster, Furniertüren und Sanitäreinbauten keine Rücksicht auf den Charakter des Gebäudes nahmen. Nachdem die bisherigen Mieter ausgezogen waren und sich kein neuer Pächter für das abgewohnte, sanierungsbedürftige Gebäude interessierte, sah sich die Stadtverwaltung von Forchtenberg außerstande, für die weitere Unterhaltung des Baues aufzukommen, das keine wirtschaftliche Amortisation investierter Gelder versprach.

Dies war 2011 die Stunde des persönlichen Engagements von Rolf Krämer. Es war ihm ein Anliegen, das Anwesen, das schon seit dem frühen 20. Jahrhundert als Kulturdenk-

mal klassifiziert war, zu erwerben und für die Zukunft zu sichern. In Absprache mit den Denkmalbehörden wurden im Vorfeld der Sanierung die neuesten Wand- und Deckenverkleidungen entfernt, um dann den historischen Bestand besser beurteilen zu können. Nachdem bei diesen ersten Maßnahmen allerdings auch Füllungen von Fachwerkinnenwänden entfernt und historische Putze abgeschlagen worden waren, wurde die Baustelle von der Denkmalschutzbehörde eingestellt. Danach setzte beim Bauherren, der sich mit Akribie auf die Suche nach Schrift- und Bildquellen zu seinem Gebäude machte, ein Umdenken in Richtung Erhalt der Originalsubstanz ein. Zusammen mit dem Architekturbüro Erich Kalis in Künzelsau wurde ein Konzept für die Sanierung entwickelt. Soweit als möglich wurde nun repariert und restauriert: die Böden, die Fenster, das bröckelnde Mauerwerk der Stadtmauer und das marode Holzwerk. Neue Teile wurden in gleicher Materialität und handwerklicher Technik ausgeführt, mit Ausnahme eines bewusst modern gestalteten zweigeschossigen Glasanbaus in einem Rücksprung der äußeren Stadtmauerseite, der eine neue Treppe ins Obergeschoss aufnimmt.

Zwei besondere Funde sollten während der Arbeiten noch für Überraschungen sorgen. Verborgener hinter den Schalllamellen des Dachreiters fand sich eine lange nicht mehr benutzte Bronzeglocke, deren Existenz in Vergessenheit geraten war. Sie erwies sich als Guss der Lothringischen Wandergießer Arnolt aus dem Jahr 1692. Restauriert kam die Glocke wieder in sein ebenfalls restauriertes Türmchen. Das Werk der alten Turmuhr war 1976 demontiert worden. Rolf Krämer spürte dessen Verbleib in einem städtischen Depot auf, und die Stadt war zu einer Rückführung an den alten Ort bereit. Die Restau-



Die überraschende Entdeckung der eingravierten Jahreszahl 1463: Das Werk der Turmuhr zählt damit zu den ältesten nachweisbaren Beispielen weltweit. (Foto: Bernd Hausner LAD)

rierung sollte eine kleine Sensation bringen. Im geschmiedeten Rahmen fand sich neben den später eingravierten Jahreszahlen 1613, 1621, 1724, 1781, 1878 und 1901, die Reparaturen überliefern, auch eine früheste aus dem Jahr 1463. Die ebenfalls restaurierte und neu in Gang gesetzte Forchtenberger Turmuhr ist damit eine der ältesten, die man gegenwärtig weltweit nachweisen kann. Im Rahmen von Stadtführungen ist sie zu besichtigen, die der neue Eigentümer und die Stadt vereinbart haben, und alle 14 Tage wird in der Backstube auch wieder Brot gebacken, während die restlichen Räume, sparsam möbliert, nur hin und wieder benutzt werden.

## Inkunabel der Industriearchitektur, heute Uhrenmuseum: Terrassenbau der Uhrenfabrik Junghans in Schramberg

2009 übernahmen die Unternehmer Hans-Jochem und Hannes Steim die bekannte Schramberger Firma Junghans, die sich, 1861 gegründet, im frühen 20. Jahrhundert zum weltgrößten Produzenten von Uhren entwickelt hatte. War ihr eigener Familienbetrieb, ebenfalls in Schramberg beheimatet, früher Zulieferer von Junghans, so begannen sie nun, das ehemals hoch angesehene Großunternehmen in neue Bahnen zu lenken, nachdem es in den letzten Jahrzehnten durch verpassten Strukturwandel und einen fatalen Verkauf an einen Konzern in wirtschaftliche Schieflage geraten war.

Zusammen mit zahlreichen kaum mehr genutzten oder leerstehenden Fabrikgebäuden auf dem stadtquartiergroßen Junghans-Gelände wurden die Steims auch Eigentümer des sogenannten Terrassenbaus. Imposant staffelt



In jeder Beziehung ein ungewöhnlicher Industriebau: Der Terrassenbau der Uhrenfabrik Junghans – im Vordergrund die neue Eingangshalle des Uhrenmuseums. (Foto: Thomas Weilacher)





Fast zum Schwindelig werden: Die seitlichen Treppenhäuser, die über 21 Meter Höhenunterschied alle neun Arbeitssäle der Terrassenebenen miteinander verbinden. (Foto: Gerhard Kabierske)



Typisch für die Industriebauten des Stuttgarter Büros Manz: Bei aller Einfachheit der Formen wohlproportionierte Räume, dauerhafte Materialien und gute Gestaltung bis in jedes Detail. (Foto: Gerhard Kabierske)

sich diese riesige Produktionsstätte terrassenförmig neun Etagen den steilen Hang hinauf. Es ist eine Inkunabel des Industriebaus, die schon Mitte der Zwanziger Jahre als Beispiel für zeitgenössische Architektur in der Propyläen-Kunstgeschichte Aufnahme gefunden hatte und seit den 1970er-Jahren als Kulturdenkmal galt. Typologisch ist das Gebäude völlig singulär, auf dem Reißbrett entwickelt für eine spezielle Funktion und einen besonderen Ort. Trotz der ungünstigen Topografie im engen Einschnitt eines Schwarzwaldtals sollte es in gut belichteten Arbeitssälen hunderte von Arbeitsplätzen für die Montage von Uhrwerken und andere feinmechanische Apparate bieten.

Planer dieses Produktionsbaus war der bedeutende Stuttgarter Industriearchitekt Phi-

lipp Jakob Manz (1861–1936), der hier mit einer funktional durchdachten Konstruktion und in zurückhaltender Formensprache Ziele und Ästhetik der Zwanziger Jahre vorwegnahm. Manz verzichtete freilich nicht auf ein gewisses architektonisches Pathos, das von der Symmetrie der Anlage herrührt, aber auch vom Kontrast der strengen Flachdacharchitektur der terrassierten Arbeitssäle und den seitlich flankierenden Pavillons zu dem Stakkato ihrer am Hang gestaffelten Walm-dächer. Man fühlt sich in eine expressionistische Filmarchitektur für eine Massenszene versetzt. Im Innern bieten die langgestreckten, talwärts weitestgehend in Glasfronten aufgelösten Arbeitssäle sowie die beiden seitlichen Treppenhäuser, die den Höhenunterschied von mehr als 21 Metern zu bewältigen haben,



Die originalen Panzerfensterbänder mit fester doppelter Verglasung in den Arbeitsebenen wurden aufwändig saniert. (Foto: Gerhard Kabierske)

bei aller Funktionalität auch Perspektiven von geradezu theatralischer Raumwirkung. Historische Fotos von der Baustelle zeigen eine für die damalige Zeit avantgardistische Bauweise als Betonskelett, das mit Mauerwerk ausgefacht wurde. Auch die Haustechnik, etwa beim ausgeklügelten System der Beheizung und Belüftung, zeugt von damaliger Innovation. Die verwendeten Materialien wie Putz, Fliesen, Kunststein und Eichenholz sowie die konsequente Gestaltung von robusten Ausbaudetails wie Geländer, Fenster oder Türen vermitteln größte Solidität – »Wertarbeit« im sprichwörtlichen Sinn, wie sie etwa der 1907 gegründete Deutsche Werkbund auf seine Fahnen geschrieben hatte.

Doch ist das Bauwerk nicht nur wegen seiner funktionalen und formalen Qualitäten ein herausragendes Kulturdenkmal, sondern

auch aus historischen Gründen. Geplant und errichtet 1916–18 mitten im Ersten Weltkrieg, ist es wie andere Manz-Bauten dieser Jahre, etwa dem Hallenbau der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken in Karlsruhe, der Pulverfabrik im Rottweiler Neckartal oder den Mauser-Werken in Oberndorf am Neckar, ein aussagekräftiges Zeugnis für die damaligen Kriegsanstrengungen von Politik und Industrie, die Waffenproduktion für die verheerenden Materialschlachten in nie gekannte Ausmaße zu steigern. Als Lieferant von Zündern, Zeitschaltuhren und anderen feinmechanischen Gerätschaften spielte Junghans dabei als Heereslieferant eine zentrale Rolle.

Erst kurz vor Kriegsende fertig geworden und damit für die Kriegswirtschaft eigentlich zu spät, sollte der Terrassenbau, zu dessen Füßen Manz gleichzeitig einen fünfgeschossigen Verwaltungsbau anfügte, im Frieden der Zwischenkriegszeit und nach dem Zweiten Weltkrieg für die Junghans'sche Massenproduktion von Uhren gute Dienste tun. Die glücklicherweise erhalten gebliebene Tarnbemalung auf der Rückseite des Verwaltungsgebäudes lässt den Besucher allerdings erahnen, dass sich für Junghans die Kriegsproduktion, für die der Terrassenbau im Ersten Weltkrieg konzipiert worden war, dann vor allem im Zweiten wieder lohnte. Stark verändernde Bedingungen in der Uhrenfabrikation gingen seit den 1960er-Jahren an Junghans nicht vorbei. Trotz der Solidität der Architektur machten sich zunehmender Leerstand und fehlende Unterhaltung auch beim Terrassenbau negativ bemerkbar. Unter Denkmalschutz gestellt, war in den 1980er-Jahren die fachgerechte Reparatur der Dächer zwar eine den Bau sichernde Maßnahme, die fehlende Nutzung ließ die weitere Existenz des Gebäudes indes unsicher erscheinen.



Präsentation des neuen Uhrenmuseums: Die Ausstellungswände sind von den bergseitigen Terrassenwänden abgesetzt, um eine Hinterlüftung zu gewährleisten. (Foto: Thomas Weilacher)

Es war ein Glücksfall, dass mit der Familie Steim die neuen Eigentümer die Qualitäten des Terrassenbaus erkannten und ihn zum Museum für ihre durch Erwerbungen bedeutend erweiterte Uhrensammlung bestimmten. 2016–18 erfolgte unter Leitung der Schramberger Architekten Jürgen Bihlmeier und Arkas Förstner eine denkmalpflegerisch rundum vorbildliche Sanierung, an deren Anfang die genaue Bauanalyse mit der Erstellung eines Raumbuchs stand. Fragen nach der Art der Konstruktion, etwa im Hinblick auf die Isolierung der Flächen gegen den Berg oder nach dem Zustand der originalen »Panzerfenster« mit fester Doppelverglasung, nach eventuellen Schadstoffen, vor allem dem Teer, mit dem das historische Stabparkett der Arbeitssäle auf den Betonboden geklebt worden ist, wurden vorab geklärt und konnten in die endgültige Planung einfließen.

Mit viel Rücksicht auf die weitgehend original erhaltene Substanz wurde die Umnutzung des Riesenbaus angegangen. Heikle Punkte wie das Problem der Erschließung des Gebäudes mit seinen vielen Geschossen für Behin-

derte wurden mit viel Kreativität gelöst. Ein außen liegender Schrägaufzug am Hang vor der Südseite des Baues erlaubt die stufenlose Erschließung aller neun Museumsebenen. Die für die Aufzugstüren erforderlichen Eingriffe in die Fassade konnten dabei gering gehalten werden. Gering und reversibel ist auch der Anbau des neuen Besuchereingangs mit Glasfoyer, ebenfalls von der Südseite am Fuß des Aufzugs. Die Museumseinbauten für die Präsentation der Exponate, namentlich vor den gro-

ßen Wandflächen an den Hangseiten der ehemaligen Arbeitssäle, lassen die ursprüngliche Raumschale immer wieder durchscheinen und gewährleisten die ausreichende Durchlüftung, die zusammen mit der Reaktivierung der ursprünglichen Luftschächte für das nötige Raumklima für Exponate und Besucher sorgen. Alle historischen Oberflächen, seien sie aus Putz, Holz, Kunststein oder Keramik, wurden gereinigt, repariert und vorsichtig nach Befund neu gefasst, wobei man Altersspuren beispielsweise am grünen Fliesensockel in den Treppenschluchten oder in den früheren Abortanlagen der Arbeiter bewusst belassen hat.



Anschrift des Autors:  
Dr. Gerhard Kabierske  
Karlsruher Institut für  
Technologie (KIT)  
saai | Archiv für Architektur  
und Ingenieurbau,  
Kaiserstraße 8,  
76131 Karlsruhe